

Als der Architekt Lee Ho-yin Mitte der neunziger Jahre den Sciencefiction-Thriller *Blade Runner* sah, wunderte er sich über die Besprechungen, die er zuvor gelesen hatte. »Eine düstere Vision großstädtischer Zukunft« lautete der Tenor in den amerikanischen Zeitungen, denn der Film spielte in dunklen Gassen zwischen glitzernden Wolkenkratzern; Menschenmassen schoben sich an Gemüseständen und

Ansammlungen ausgeweideter Elektrogeräte vorbei, von undichten Planen tropfte Regen, flackernde Neonlichter tauchten die Gesichter der Passanten in ein grün-graues Licht. Und Lee Ho-yin dachte sich: Zukunft? Vision? Diese Zukunft gibt es, und ich lebe in ihr. Sie heißt Hongkong.

Der Stadtteil Wanchai, in dem er damals wohnte, zählt zu den Flecken mit der höchsten Bevölkerungsdichte der Welt: Mehr als hunderttausend Menschen siedeln hier auf einem Quadratkilometer. Das sind mehr als doppelt so viele wie auf einem Quadratkilometer der New Yorker Upper East Side und rund 26-mal so viele wie auf tausend mal tausend Meter München, der am dichtesten besiedelten deutschen Großstadt. Lee Ho-yin arbeitete und schlief in einer zwölf Quadratmeter großen Wabe in einem alten Mietshaus, für die er umgerechnet sechshundert Euro Miete zahlte. Durch die Fenster fiel kein natürliches Licht, und weil tagsüber der Straßenlärm zu ihm emporstieg, hatte sich Lee einen eigenen Lebensrhythmus zugelegt, um seine Dissertation zu schreiben. Er stand

spätnachmittags auf, bummelte durch die engen Gassen seiner Nachbarschaft, in denen lebende Schlangen, Schweinehälften und Blumen verkauft wurden. Oder er fuhr vier Trambahnstationen weiter nach Causeway Bay, wo die Kaufhäuser auf fußballfeldgroßen Video-Leinwänden für die neuesten Hightechprodukte werben. Nach den Abendnachrichten dann setzte Lee sich an den Schreibtisch. Um halb zwei, halb drei Uhr morgens aß er auf der Straße eine Schale Nudeln, um zehn verdunkelte er sein Zimmer und legte sich schlafen.

Am Abend ist Hongkong, vom Hausberg The Peak aus gesehen, eine Milchstraße: Tausende von Hochhäusern reihen sich funkelnd an den Hängen der Insel Victoria, höher und immer höher gebaut, damit wenigstens einige ihrer Bewohner noch einen Blick auf das schmale schwarze Band des Hafens erhaschen, fünfzig-, sechzig-,

siebzigstöckig; dahinter die Halbinsel Kowloon, noch mehr Hochhäuser, illuminiert von unzähligen erleuchteten Fenstern. Es ist ein Panorama, so gewaltig wie das des Grand Canyon, und vielleicht noch faszinierender, weil sich hier nicht ein Fluss über Millionen Jahre hinweg sein Bett gefräst hat: Hongkongs Skyline ist nur wenige Jahre alt. Sie ist das Produkt von Bodenknappheit und menschlicher Genialität, von Geld und Gier.

Hongkong ist das herausragendste Beispiel für eine neue Siedlungsform, die sich während des Wirtschaftsbooms in Südost- und Ostasien herausgebildet hat, und die englisch als »high-rise high-density megalopolis« bezeichnet wird: als extrem verdichtete Metropole mit rasantem Wachstum.

»Tigerstädte« werden diese Emporkömmlinge auch genannt, die mit einem gewaltigen Satz auf die Weltbühne gesprungen sind und dreihundert Jahre europäischer urbaner Entwicklung in nur einer Generation nachgeholt haben. Und in denen Politiker wie Geschäftsleute auf ein altes amerikanisches Erfolgssymbol setzen: Wolkenkratzer. Sie gelten als Maßstab für die Modernität eines Landes, als Leuchttürme des asiatischen Wirtschaftswunders. Auch nach den Anschlägen am 11. September 2001 in New York wird deshalb weiter

um die Wette gebaut: Der 509 Meter hohe Büro- und Geschäftsturm Taipei 101 mit ebenso vielen Stockwerken hat Ende 2003 die Petronas Towers in Kuala Lumpur mit 452 Metern und 88 Stockwerken auf Platz zwei verdrängt. In einigen Städten auf dem chinesischen Festland allerdings sind schon die Fundamente gelegt für noch höhere Bauten. Am kühnsten sind die Pläne für einen 1128 Meter hohen Giganten in Shanghai, den spanische Architekten entworfen haben, doch sogar für die neuen Apartmentblöcke des sozialen Wohnungsbaus in Singapur sind bereits fünfzig Stockwerke vorgesehen.

Die Straßen sind dabei in Hongkong, Bangkok, Kuala Lumpur oder Shanghai nicht breiter als in Europa, die Gebäude stehen sogar noch enger beieinander. So entsteht eine phänomenale Dichte: Nach Feierabend ergießen sich die Menschen in solchen Mengen aus den Hongkonger Hochhäusern, dass Touristen oft mitgeschwemmt werden, bis sie ein rettendes Hotelfoyer finden. Pfeile und Trenngitter in den U-Bahn-Aufgängen kanalisieren die Massen. Eine spezielle Einheit der Polizei für »Crowd Control« überwacht wichtige Kreuzungen mit Videokameras, um Tragödien wie jene zu Silvester 1993 zu verhindern, als 22 Personen im Ausgehviertel Lan Kwai Fong kurz nach Mitternacht von den Mitfeiernden erdrückt wurden.

Auch in Dritte-Welt-Metropolen wie Rio, Kairo oder Kalkutta leben die Menschen extrem dicht aufeinander – in Favelas, in Slums. Doch in Hongkong, Singapur und Kuala Lumpur liegt das Pro-Kopf-Einkommen heute über dem einiger europäischer Länder (Hongkonger verdienen inzwischen ein gutes Zehntel mehr als die Briten, ihre ehemaligen Kolonialherren). In den Tigerstädten gilt urbane Verdichtung als Lebensqualität. So haben in Hongkong neunzig

Prozent bei einer Umfrage angegeben, dass sie auch dann lieber in einem Hochhaus wohnen würden, wenn sie das Geld hätten, um sich ein zweistöckiges Haus an der Peripherie zu kaufen. Die deftigsten Mieten werden in der Exkolonie zurzeit für Maiso-nettewohnungen im 65 Stockwerke hohen The Summit gezahlt: 22 000 Euro pro Monat verlangen die Eigentümer für diese dreihundert Quadratmeter großen Duplex-Einheiten mit unverbautem Hafeblick.

Diese Preise bringen es mit sich, dass trotz guter Einkommen rund die Hälfte der Bevölkerung in Hongkong in öffentlich geförderten Wohnungen lebt. Drei- bis vierköpfige Familien teilen sich meist ein Dreißig-Quadratmeter-Apartment, für Großfamilien mit sechs oder mehr Menschen gibt es seit kurzem Einheiten mit drei Schlafzimmern auf siebzig Quadratmetern. Bis zu vierzig Stockwerke sind die Wohntürme hoch, mit acht bis sechzehn Apartments pro Ebene, Y-förmig angeordnet, um den Lichteinfall zu optimieren. Diese verdichtete Banlieu-Architektur macht asiatische Großstädte so anfällig für Grippe-Epidemien oder ansteckende Krankheiten wie Hepatitis und SARS, sie ist aber im Gegensatz zu Europa kein Nährboden für Vandalismus, Jugendbanden und Drogenhandel. In den Wohnsilos der Tigerstädte sind die Wände sogar frei von Graffiti.

Die geringe Kriminalitätsrate mag darauf zurückzuführen sein, dass Familien in Hongkong noch zusammen wohnen (es gibt nur rund sechzigtausend allein erziehende Mütter oder Väter in der Sieben-Millionen-Stadt), dass außerdem der Konfuzianismus Achtung vor Staat und fremdem Eigentum gebietet. Sie hat aber auch damit zu tun, dass viele Hochhäuser in Hongkong »Vertical Villages« sind, vertikale Dörfer, in denen nichts unbemerkt bleibt. Lee Ho-yins früheres Domizil ist dafür ein Beispiel.

Rund 150 Menschen arbeiten und wohnen in dem zwölfstöckigen Salson House. In den Fluren stehen alte, mit Sand gefüllte Öllkanister, in denen Räucherstäbchen glimmen, an einer Tür hängt das Schild einer Weissagerin: »Liebe Kunden, ich bin jetzt über achtzig Jahre alt und ziehe mich zurück. Ihre Pfirsichfee.« Auf dem Gehsteig vor dem Haus hat ein Schuhmacher einen kleinen Verschlag. Acht Jahre lang hat Lee Ho-yin jeden Tag ein paar Worte mit ihm gewechselt. Viele der älteren Bewohner verbringen die Tage in Rufweite ihrer Wohnungen, schließlich gibt es im Salson House und im angrenzenden Gebäude fast alles, was sie brauchen: eine Arztpraxis, einen Optiker, einen Spielzeugladen, um die Enkel zu verwöhnen, einen 24-Stunden-Supermarkt, eine Videospielehalle und mehrere Restaurants.

Das Salson House wurde Mitte der sechziger Jahre gebaut, inzwischen sind in seiner Nachbarschaft Wohnkomplexe entstanden, die keine vertikalen Dörfer mehr sind, sondern vertikale Kleinstädte: Drei- bis sechsstöckige Sockel beherbergen Super-

Neon Cities